



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Nexö, Martin Andersen: Sevilla : Reiseerinnerungen

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

oder in einer Schule sollten überall zur Verfügung stehn. Wer die einschlagenden Berichte verfolgt, wird mit Genugtuung festgestellt haben, daß in Thüringen und im Königreich Sachsen fast jede kleine Stadt ihre Sammlung hat, und daß in den letzten Jahren sogar schon einige Dörfer angefangen haben, den Hausrat der Vorfahren zu beachten und in der Schule oder einem sonstigen passenden Raum aufzubewahren. Es ist zu wünschen, daß die Versammlung in Hannover die Frage der Heimatkunde und Volksbildung einen Schritt vorwärts bringt.

R. Krieg



## Sevilla

Reiseerinnerungen von Martin Andersen Nexø in Espergaerde, Dänemark



rößere Städte haben zumeist irgend etwas an sich, das die Erinnerung an sie unabweisbar begleitet und jedem noch so geringen Andenken Farbe und Stimmung, vielleicht mitunter auch einen leise abstoßenden Beigeschmack verleiht. Es kann dies das Bier sein, wie es klebrig und malzduftend in Münchens Kinnsteinen fließt, oder das durchdringende Gebrüll menschlicher Stimmen, das Tag und Nacht Neapel durchdröhnt. In Rom ist es das leise Wassergemurmel hinter allen Mauern, und wer kann im Geiste Venedig vor sich sehen, ohne daß der Campanile das Tragende an dem Bilde wird? Über jeder Erinnerung, sogar der allerblässesten, ragt er empor, auch wenn man ihn mit eignen Augen in Trümmern liegen gesehen hat.

Es liegt etwas Ansprechendes darin, daß ein Turm eine ganze Stadt trägt, wie ein Aufgesang über ihren Hunderttausenden steht und selbst dann noch steht, nachdem er gefallen ist. Und alle Städte haben ja Türme, die eine solche Stelle einnehmen könnten. Aber nicht alle offenbaren trotz ihrer architektonischen Schönheit in ihren Steinblöcken Leben und Sinn, nicht alle begegnen einem aus der Ferne schon als der kluge, weitschauende Blick ihrer Stadt, bilden den hohen Hintergrund für jeden Platz, jedes kleinste Gäßchen.

Sevilla hat La Giralda!

Sechs Meilen hinaus ins flache Land, das die Stadt umgibt, ist La Giralda zu sehen, und die Bauern, die da draußen in der blutroten Erde ackern, weisen hin und sagen mit leuchtenden Augen: „Seht, dort liegt Sevilla!“ Der Turm spielt im Sonnenlicht mit seinen farbenprächtigen Azulejosfliesen, und unter ihm, hinter dem Horizont versteckt, liegt die Stadt und feiert. Und eines Tages, wenn sie Geld genug gesammelt hat, dann — hallo, es lebe die Freude! es lebe das frohe Sevilla!

Durch den schmalen Lauf des Guadalquivirs winden sich skandinavische, deutsche und englische Dampfschiffe, kriechen mit dem Flußwasser über die Sand-

bänke und zwängen sich zwischen flachen fetten Wiesen durch. Auf diesen Wiesen weidete einst Geryon seine göttlichen Herden, aber er mußte sie nach Verlauf weniger Tage in die himmlischen Gefilde hinaufbefördern, weil sie bei längerem Verweilen hienieden vor Fett zu bersten drohten. Nun sind diese Wiesen Eigentum der großen Viehzüchtereien, die Spaniens zahlreiche Arenen versorgen; und auf ihnen grasen Tausende wilder Stiere mit mächtigen Hörnern. Alle Reisenden gehn hier in weitem Bogen herum, und die einzige Kenntnis, die die Stiere von den Menschen haben, besteht darin, daß dann und wann ein Reiter mit langer spitzer Lanze mitten zwischen sie hineinfährt, um ihren Blutdurst zu erproben. Er jagt ebenso rasch fort, wie er gekommen ist, und die Tiere stoßen in ohnmächtigen Zorn die Hörner in den Wiesengrund. Und so oft ein Schiff passiert, laufen sie zum Ufer hinunter und stehn und brüllen ihm herausfordernd nach. Die lachlustigen Seeleute finden gegen ihre Gewohnheit hierin keinen Anlaß zur Heiterkeit. Sie gehn jeder abseits, überzählen in Gedanken ihre Löhnung und spähen hinein nach La Giralda und nach der fröhlichen Stadt.

Und die Tausende von Ausländern, die im April von allen Enden der Welt zuströmen, um La Feria, den Ostermarkt, und die großen Auferstehungs- feste zu sehn, die als die vornehmsten Stiergefächte der Welt gelten, sie beugen sich weit aus dem Coupéfenster hinaus und ergehn sich in begeisterten Ausrufen, wenn sie die leuchtende Spitze des Turmes in der Ferne unterscheiden. La Giralda ist 350 Fuß hoch. Ein strahlender Leuchtturm der Freude, winkt er weit hinaus, den Reisenden zur Botschaft: an seinem Fuße liege eine Klippe, an der zu stranden herrlich sei. La Giralda bedeutet die Windfahne, der Wetter- hahn; und zuoberst auf dem Turme steht eine Bronzefigur — ein Weib. Es ist vierzehn Fuß hoch, wiegt etwa dreitausend Pfund und stellt den Glauben vor — und es dreht sich bei dem leisesten Winde.

Welch ein Symbol der Stadt da unten!

Sevilla hat eine glänzende Geschichte, die — wie fast die aller südeuropäischen Städte — weit in das Altertum zurückreicht.

Soweit wir zurückschauen können, glitzert die Stadt in Sonnenfreude, stets festlich gekleidet, stets feiernd und gefeiert, unter dem Schutze des mächtigen Sonnengottes und der schönen Liebesgöttin. Jedes Jahr, wenn die Sonne am höchsten auf ihrer Bahn stand, wurde das Bild der Liebesgöttin von den vornehmsten Schönheiten im Triumph durch die Stadt getragen. Die jungen Mädchen, die ihr nicht rückhaltlos opferten, wurden zum Tode verurteilt, aber die Sage kennt durch all die Zeiten nur zwei solche Widerspenstige, die Schwestern Justa und Rufina. Das fröhliche Volk machte hinterher die beiden keuschen Schwestern zu Heiligen; und noch heutigentags sind sie Sevillas Schutzpatroninnen und werden mit jener kalten Ehrfurcht verehrt, die die Menschen dem Unerreichbaren weihen. Nun hat die Mutter Gottes zu all ihren übrigen Obliegenheiten auch die des Sonnengottes übernommen, und von allen ihren etwa dreißig Verkörperungen steht dem Herzen des Sevillaners keine näher als

La Virgen de la Aurora, die Madonna der Morgenröte. Er geht ungern zu Bett, ehe ihre Messe den Tagesanbruch eingeläutet hat.

Von seiner römischen Periode her bewahrt Sevilla nur wenig Gedenkzeichen: einige Reste von Stadtmauern und Bädern, eine Wasserleitung, die wieder in Verwendung gekommen ist, alte Münzen, die sich, wie überall, wo die Römer gewohnt haben, mit vollen Händen in jeder Pflugfurche sammeln lassen. Dann das herrliche Amphitheater Italica, eine echt italienische Ruine mit verstreuten mächtigen Marmorblöcken, zitterndem Venushaar in den unterirdischen Räumen und behenden Eidechsen in jeder Mauerspalte. Die Feststimmung von damals aber ist geblieben, jener ewige Frohsinn, der die Stadt zu einem so hinreißenden Aufenthalt für Roms verwöhnte Sommerausflügler machte.

Und diese Freude starb während der beiden nächsten Perioden, in denen die Stadt den Vandalen und sodann den Goten als Hoflager diente, keines Hungertodes.

Mit der Herrschaft der Mauren aber begann eine neue Zeit für Andalusien, in der Ackerbau und Industrie, Kunst und Wissenschaft aufblühten. Man durchzog das Ackerland mit einem Bewässerungsneze, so fein und wirksam wie das Adernez im menschlichen Körper, man öffnete die Berge und entnahm ihnen ihre kostbaren Steinarten und Metalle, Seidenzucht wurde betrieben, vorzügliche Universitäten wurden errichtet, und die üppige Phantasie des Morgenländers schoß in wundervollen Märchenschlössern aus dem Boden: Alhambra, Alcazar, die Moscheen in Cordova und Sevilla.

Und in einem plötzlichen Anfall von Fleiß hub auch das fröhliche Sevilla an zu arbeiten, in Gold und Spitzen und Seide; die Seidenindustrie allein soll hundertfünfzigtausend Menschen beschäftigt haben. Vom Guadalquivir strömten die Handelsschiffe hinaus und brachten dem dunkeln Europa Botschaft von dem Lichtlande Andalusien, wo Fleiß, Aufklärung und Freisinn herrschten; wo Juden, Christen und Mauren Seite an Seite in bestem Einverständnis lebten. Aber die Herrschaft der Mauren schwand aus Europa, spurlos wie ein schöner Traum schwinden kann. Und Sevilla schüttelte seinen Fleiß von sich ab wie ein Alpdrücken, streifte behend die Einwirkung von sechs- und siebenhundert Jahren von sich ab und begann wiederum Feste zu feiern.

Noch steht Alcazar, La Giralda und ein Teil der maurischen Mauern, die damals die Stadt umgaben. Die Straßen sind morgenländisch eng mit ihrer dem Gang der Sonne entgegenlaufenden Hauptrichtung; die Häuser sind weiß gefalzt, geschlossen und haben kühle Höfe, die sich nach oben zu verengen, um die Sonne auszuschließen.

Der Sevillaner selbst aber erinnert in nichts an den Mauren, weder an den tätigen, hochkultivierten des Mittelalters noch an seinen jetzt lebenden unfähigen Nachkommen, der mit gekreuzten Beinen in den marokkanischen Kinnsteinen sitzt und versonnen vor sich hinstarrt.

Es sei denn, daß die Frauen der höhern Gesellschaftsstufen in ihrem Gang daheimzufitzen, in vage Stimmungen zu versinken und Fett anzusetzen, einen Haremszug bewahrt hätten. Die ganze Woche kann verstreichen, ohne daß man eine einzige bessergestellte Sevillanerin auf der Straße trifft, und die Stadt scheint einem zuletzt, trotz ihres Rufes schöner Frauen, eine der schönheitsverlassensten auf Erden. Sonntag Nachmittags dagegen öffnet die Schönheit all ihre Schleusen, und jedes Herrschaftstor wird zu einem kleinen Born üppiger weiblicher Reize. Um fünf Uhr wimmelt die Promenade längs des Guadalquivir von eleganten Glaskutschen auf Gummirädern, und in jeder Kutsche ruht eine üppige Sevillanerin, großäugig und wuchtig, in Seide und Spitzen gehüllt — eine tüchtig geschnürte Haremschönheit.

Diese etwas fetten aber übrigens stilvollen Schönen sind dieselben, die die sechs andern Tage der Woche von früh bis abend daheim herumfitzen, ungekämmt und in einer kattunenen Nachtjacke, und deren einziger Ausflug von der Wohnstube auf den Balkon geht. Die sonntägliche Exkursion erinnert an die wöchentlichen des Serrails, nur daß hier das Volk nicht mehr verjagt wird, sondern vollzählig in allen Abstufungen zur Stelle ist. Sevillas Promenade ist vielleicht die einzige der Welt, die für alle Klassen da ist; hier promeniert Pracht und Einfachheit und Armut so natürlich Seite an Seite, als hätten sie einander ein Stellbuchein gegeben. Hier sind wandernde Lumpenbündel so stolz, als verbürgen sie einen spanischen Granden. Sie schleudern der vornehmsten Schönen in dreisten Ausdrücken ihre Bewunderung ins Gesicht, die keineswegs übel aufgenommen wird; und sie saugen den Glanz des Reichthums mit einer Unverstelltheit in sich ein, die noch nichts von Proletarierhaß kennt. Aber sie kriechen vor ihm nicht im Staub, er hat keine Macht über sie. Vielleicht ist dies die Ursache, weshalb sie ihn nicht hassen.

Der Sevillaner ist unfähig, aber nur dem Nützlichen gegenüber. Er hat einen weitoffnen Sinn für alles, was ablenken und zerstreuen kann, und der Menschenstrom auf Straßen und Plätzen erzeugt den doppelten Eindruck von lässigem Müßiggang und rastlosem Gehen. Tausende von Fremden kommen jährlich nach Sevilla, aber dennoch kann sich die Stadt das billige Vergnügen nicht versagen, jeden Neuen auszulachen. Sie bilden Spalier, wo der Ausländer geht, Reiche so gut wie Arme, rufen einander unschuldige Witze zu, schleudern ihm englische und deutsche Brocken nach, puffen sich wohl auch hinter seinem Rücken und unterhalten sich königlich. Niemand ist zu gering und selten einer zu vornehm, um nicht an dem Amüsement teilzunehmen. Wendet man sich mit einer Frage an einen, so antwortet er höflich — sofern er es vor Lachen kann — und ist im nächsten Augenblick der interessante Mittelpunkt von hundert Wißbegierigen.

Geht man in einen Laden, so füllt er sich mit Neugierigen, und die, die keinen Platz darin finden, stehen scharenweise draußen auf der Straße. Der Geschäftsmann — wenn man einem sevillanischen Handelsbesseren diesen

Namen geben kann — fängt sogleich an, im Interesse der Zuschauer seine Informationen einzuziehen: über Nationalität, Vermögensverhältnisse und Reisezweck, und erst nach wiederholten Mahnungen wird man bedient. „Das erinnert ja fast an einen Haufen Wilder“, sagte ich einmal unter diesen Umständen zu einem Buchhändler und wies auf die Menge. „Somos así — so sind wir nun einmal“, antwortete er etwas spitzig. Er fand meine Kritik übel angebracht.

Und was soll auch hier die Kritik? Sie drängen sich ja nicht, um den Fremden zu ärgern, sondern um sich selbst zu unterhalten. Er war ja bloß der kleine Bündstoff, an dem die Freude hing; sie begreifen nicht, wie ihn das verdrießen kann, da ja in ihrem eignen Kreis niemand fröhlicher dreinsieht, als der, der die Zielscheibe der allgemeinen Lustigkeit ist.

Und er mag auch getrost wegbleiben. Mit dem Lachen hat es keine Not, solange man über ein Nichts lachen kann, und das kann der Sevillaner. Der Humor bricht aus ihm hervor, selbst wenn er allein auf der Straße geht, als Lächeln, als klingendes Gelächter, als zwei, drei Tanzschritte.

Viele Varietés in einer Stadt sind ein Zeichen von Melancholikern. Sevillas nahezu zweihunderttausend Einwohner haben keines, brauchen keines; ihr Humor ist so leicht entzündbar, daß er von selbst fängt. Eine Selbsteinkehr kennen sie nicht; die kleinen Torheiten — wie Anwandlungen von Fleiß, bürgerlicher Tugend oder Fortschrittsbestrebungen, zu denen man sich im Laufe des Jahres etwa verleiten ließ — werden abgospült in dem befreienden Lachen über ein modernes Verantwortlichkeitsdrama. Ibsen und Björnson wirken hier einfach als Komiker, die mit trefflich durchgeführtem Ernst mit der nordeuropäischen Kopfhängerei ihren Spott treiben.

Sevilla ist das Heim der Stiere, der Stierfechter und der Stiergefechte; die Stadt des Tanzes, der Fächer und der Kastagnetten. Hier kann man sich eines späten Abends durch enge Gassen winden, gelockt von der lustigsten Musik, und nicht in einer Tanzkneipe, sondern in einer Kirche landen, wo der Priester vor dem Altar steht und die Messe hält, unterstützt von einem feierlichen Männerchor. Und so oft der Chor ein paar Strophen in sein düsteres Miserere hineingeraten ist, sprudeln Kastagnetten, Tamburin, Becken und Triangel in einem so verführerisch wilden Tanz dazwischen, daß die Andacht weichen muß und alle frommen Madonnenaugen Funken sprühen. Bis daß wiederum die Andacht mit Hilfe der düsteren Strophen von der heiligen Stätte Besitz ergreift und abermals weichen muß. Es ist wie ein abwechselndes Überrieseln von Fleisch und Geist.

Lange hatten wir nach einer Gelegenheit gespäht, sizilianischen Tanz zu sehen; endlich kam sie — in der Kathedrale selbst. Dort sahen wir eine ganze Woche hindurch jeden Abend zehn Knaben vor dem Hochaltar tanzen, zum Preise der unbefleckten Empfängnis. Sie waren in Pagenkostüme aus dem siebzehnten Jahrhundert gekleidet und sangen und schlugen Kastagnetten zum Tanz. Schön war es; und es ist begreiflich, daß das tanzliebende Sevilla an

diesem einzigstehenden Kirchenfest Los Seises festhält, das keine andre Kirche in der katholischen Christenheit abzuhalten Erlaubnis hat, und das mehrere Päpste vergebens abzuschaffen versuchten.

Denn dem fröhlichen Sevillaner ist nur eines heilig: die Freude selbst. Alles, was diese dämpfen will, reizt ihn zu Spott; die Frömmigkeit im eignen Gemüt füllt ihn mit blasphemischem Verlangen, das mit der Stärke seiner Gottesfurcht zu wachsen scheint. Nirgends in dem blasphemischen Andalusien vereint sich Gottesfurcht und Gottesverhöhnung so leicht und natürlich in derselben Person wie hier. Ich könnte dies mit zahlreichen Exempeln beleuchten, begnüge mich aber nur mit einem der anständigsten.

Während unsers Aufenthalts in Sevilla wohnten wir bei zwei ältern Damen, Schwestern, die sehr fromm waren und uns bei jedem Schritte der Obhut irgend eines Heiligen anbefahlen. Aber einen guten Humor hatten sie dennoch. Eines Tages rieten sie uns eindringlich, zu Zwecken unsers heutigen Vorhabens zuerst in die Kathedrale zu gehn und die Madonna der Könige, die diese Art Angelegenheiten unter sich habe, um ihre Gewogenheit anzusehen, denn sie könne große Wunder verrichten. So habe einmal ein Priester ihr Kleid aufgehoben, um zu sehen, „woraus sie gemacht sei; und sie schlug ihn mit Blindheit. Denn sie war ja nur aus Holz“, fügten sie erklärend hinzu und lachten.

Es war Sevilla, das auf den Gedanken verfiel, ein eingezogenes Kapuzinerkloster entferne sich gar nicht von seiner Idee, wenn man eine Altkien-Schweinezüchterei dort errichte. Der Sprung scheint auch nicht groß zu sein, man riecht den Kapuziner auf größere Entfernung als ein Schwein, und mit Rücksicht auf die Farbe sind sie so ziemlich gleich. Außerdem war es jedenfalls — was der Seltenheit wegen hervorgehoben werden muß — ein ökonomischer Fortschritt. Und jeden Sonntag wandert nun der Sevillaner hinaus und betrachtet die Hunderte von Schweinen, die sich nun in Zellen und Klostergängen tummeln, und deren Schinken, in Wein gelegt und in Kräutern geräuchert, das Pfund einen Dollar kostet.

Als der germanische Gebrauch, auf den Friedhof zu gehn und seine Toten zu besuchen, vor einigen Jahren auch Sevilla erreichte, faßte man ihn ganz einfach als Belustigung auf, und alle ehrbaren Familien, ob sie nun draußen Tote hatten oder nicht, packten Sonntags Speisen und Wein in ihren Korb und wanderten auf den Kirchhof hinaus, wo sie — so weit als möglich von dem Grabe ihrer Lieben — ein kleines Freudenfest feierten. Später verbot es jedoch die hohe Obrigkeit, und seitdem gehn die Leute wieder weit um den Kirchhof herum.

Sevilla hat trotz seines herrlichen Klimas den höchsten Sterblichkeitsprozentsatz aller spanischen Großstädte. Aber wo andre Städte dieser Fatalität mit Kloakensystem und andern sanitären Vorkehrungen begegnen würden, da setzt Sevilla ihr bloß ihre unverwüftliche Lebensfreude entgegen; die Stadt hat auch

die höchste Geburtsziffer und weiß nichts von Selbstmord. Aber diese drei Dinge sind nach Aussage der Nationalökonomien ein untrügliches Zeichen des Rückschritts in der Kultur. Wenig Todesfälle, wenig Geburten und viele Selbstmorde, dann erst wird Sevilla der europäischen Kultur teilhaftig sein.

Am höchsten steht die Stadt auch in der Anzahl der Unehelichgeborenen, 17,4 Prozent gegen Barcelona 2,6. Das deutet auf verderbte Sitten, sagen die Priester. Nur nicht Sevillas eigne Priester; sie behaupten energisch, die Stadt sei die erste Spaniens. Sind die Frauen etwa nicht die anerkannt schönsten des Landes? Hat die Stadt nicht eine Domkirche, die an machtvoller Pracht mit den ersten Kirchen der Welt wetteifert und von manchen Sachkundigen sogar über die Peterskirche in Rom gestellt wird? Gibt es eine Bevölkerung, die so vertrauensvoll wie die sevillanische das Himmlische ganz und gar in die Hand der Priester legt? Oder eine, die ehrlicher die Kirchenfeiertage hält? Und das alles ist wahr. Sevilla hat dreißig Feiertage im Jahre, und die übrigen sind nicht allzusehr Arbeitstage. Dennoch reichen sie nicht hin, der Freude Ausdruck zu geben, und die ganze Nacht widerhallen die Straßen von Gesang und Geklirper und heißblütigen Rufen.

Die Nacht in Sevilla ist aber auch unbeschreiblich schön.



## Einquartierung

Von Georg Stellanus

(Fortsetzung)



ie Bauersfrau hatte ihren Mann geweckt. Sieh nur emal runger in'n Hof, sagte sie, wenn nur nich gar etwan eens von den Kälbern ins Jauchenloch geschterzt is: se schtiehn alle mit brennenden Laternen drum rum.

Das Ding sah in der Tat bedenklich aus. Es gibt zwar auf so einem Bauerngute bis in die frühen Morgenstunden immer ein gewisses hin und her, aber ein hin und her, bei dem Laternen grundsätzlich vermieden werden, und um das sich ein Bauer, der in gewissen Punkten fünf gerade sein läßt, grundsätzlich nicht kümmert: wenn aber die Knechte mit Laternen hin und her laufen, ist es eine andre Sache. Da ist etwas los, wonach man sehen muß, um sich vor weiterem Schaden zu bewahren und bei rechter Zeit Abhilfe zu schaffen.

Der Bauer hatte sich kaum Zeit genommen, mit den Beinen in eine Hose, mit den Füßen in ein Paar Pantoffeln zu fahren und war hinunter in den Hof geeilt. Sie umstanden die Grube mit Laternen, schrien und gestikulierten wild durcheinander, und in dem dunkeln Element der geöffneten Grube schürfte der Großknecht mit einer langstielfigen Schöpfkelle herum, einem unheimlichen Suppenlöffel, der im Nu alle achtzehnhundertundsechzig Zimmer des Estorials samt dessen